Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 68 (1958)

Rubrik: Adolf Haller zum 60. Geburtstag

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Adolf Haller zum 60. Geburtstag

Der Dichter und Schriftsteller Adolf Haller, Träger des schweizerischen Jugendbuchpreises und eines Preises der Schweizerischen Schillerstiftung, ist am 15. Oktober 1957 60 Jahre alt geworden. Die bücherliebende Welt gedachte dieses Tages mit Artikeln in literarischen Zeitschriften und in Zeitungen, und auch die Brugger Neujahrsblätter, deren Mitarbeiter Adolf Haller seit Jahren ist, schließen sich dem Gratulantenkreise an.

Einige Stellen aus Hallers Büchern, die, auch losgelöst aus ihrem Zusammenhange, nichts von ihrem Gewichte verlieren, ja im Gegenteil an Intensität noch gewinnen und für des Schriftstellers dichterische Absichten charakteristisch sind, möchten unsere Leser in die geistige Welt Adolf Hallers einführen.

Das Wunder der Menschengeburt

Wenn ein Menschenkind die Erde betritt – warum läuten die Glokken nicht? Wohl tönen sie im Herzen derer, die das Wunder der Geburt erleben, aber ahnen sie auch, ahnt die Mutter selbst, die es unter Schmerzen geboren, welche Keime die zerbrechliche Hülle dieses Körpers birgt, zu welchen Höhen, welchen Abgründen diese Seele sich entfalten wird! Unsere Augen sind zu blind, es zu erkennen, und wie oft geht ein solches Leben dahin, eh die Menschheit erschüttert erkennt, was es gewesen! Dann wandert die Sehnsucht zurück, die Stapfen seines Fußes aufzusuchen und sinnend des Entschwundenen Weg zu gehn. Wenn aber die Sehnsucht wahr ist und tief, wird sie Weckerin eigenen Tuns.

Heinrich Pestalozzi, Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig, 1926. Vergriffen. S. 1.

Bruder Tod

(Eine Straße. Der Tod sitzt in Gestalt eines Bettlers am Wegrand und spielt auf einem Leierkasten. Moriturus kommt als gebückter Greis an einem Stabe daher.)

Der Tod: Laßt, guter Herr, mich euch anflehn,
wollt mit einer Gabe mir beistehn!

Moriturus: Des Geldes hab ich selber nit,
doch ist von Brot hier eine Schnitt,
mögt euren Hunger stillen damit. (Er reicht ihm das Brot)

Der Tod: Mein heißer Dank sei euch gesprochen.
Moriturus: Die Nacht ist schon hereingebrochen.
Will noch ein Lichtlein euch aufstellen,
auch das Gemüt euch zu erhellen.
(Er zündet eine Kerze an und stellt sie auf den Boden. Dann setzt er sich neben den Tod auf den Wegrand.)
Der Tod: Habt tausend Dank, mein guter Herr!
Spürt selber auch das Alter schwer.
Moriturus: Will mich darüber nit beklagen,
kann ohne Kummer es ertragen.
Der Tod: So seid ein reicher Herr ihr wohl?
Moriturus: Find immer, was ich haben soll,
der Güter kann ich leicht entbehren.
Der Tod: Müßt diese Kunst denn mich auch lehren.
Moriturus: Freu mich an dem, was mir zukummt,
und denk, daß das andre mir nit frummt.
Der Tod: Sind viele doch, die mehr besitzen.
Moriturus: Vielleicht möcht es mir wenig nützen.
Hab so auch Sorgen nit darum
und leichter meine Straße kumm.
Der Tod: So seid bei guten Leuten ihr?
Moriturus: Find gute Leute für und für,
wenn ich zu ihnen Güte trage.
Der Tod: Ihr scheint mir weis. Erlaubt die Frage:
Hat Unglück nie euch heimgesucht,
daß eurem Schicksal ihr geflucht?
Moriturus: Auch das ist über mich gegangen,
doch denk ich daran ohne Bangen.
Wir sind's nit, die das Schicksal küren,
uns ziemt, es männlich zu vollführen.
Der Tod: Die Welt ist doch gar ungerecht:
dem ein' geht's gut, dem andern schlecht.
Moriturus: Darum wir uns nit kümmern sollen.
Hat jeder seinen eignen vollen
Erlebensbecher auszutrinken.
Der Tod: Um drauf im Tode zu versinken!
Das scheint ein nobel Schicksal mir.
Moriturus: Bangt, Bruder, vor dem Tode dir?
(Im Dorfe fangen die Glocken an zu läuten.)

Der Tod: Was muß er täglich uns erschrecken
und endlich kläglich uns hinstrecken?
Moriturus: Gib, Bruder, nit dem Tod die Schuld!
Trag nur dein Leben in Geduld,
So wirst zufrieden du es enden!
Der Tod: Und gar zum Schluß noch Dank ihm spenden,
daß er so gnädig uns ermordt?
Moriturus: Ich will ihm ruhig danken dort.
Der Tod ist weder gut noch schlecht,
er ist nur weise und gerecht.
Der Tod: Das mußt du mir schon eh erklären.
Moriturus: Wenn alle wir unsterblich wären
auf dieser Erde, wärst du froh,
in Ewigkeit zu betteln so?
Der Tod: Könnt auch was andres einmal werden,
wär mehr Gerechtigkeit auf Erden.
Moriturus: Wärst du auch an ein's Fürsten Statt,
du hättest bald es wieder satt.
Der Tod: Hab freilich Schönes nit mehr vor,
doch graut mir vor dem finstern Tor.
Moriturus: Warum denn fürchten? Alles ruht
in einer Hand; sie lenkt es gut.
Sie kennt, was wir nit wissen können,
mußt ihr nur fest Vertrauen gönnen.
Der in das Leben uns gerufen,
führt uns auch über die letzten Stufen.
Der Tod: Und nachher, was soll dann geschehen,
wann durch das dunkel Tor wir gehen?
Moriturus: Kann drauf dir keine Antwort sagen,
find unnütz auch, darnach zu fragen.
Wenn wir ein blühend Garten sehen,
wir möchten, es sollt nichts vergehen
von seiner schönen Blumen Zier.
Doch müßten ewig schauen wir
dieselbe bunte Augenweide,
es wär zuletzt uns nit mehr Freude,
und Früchte könnten nit gedeihen,
kein Samen wäre auszustreuen,

es wär die Welt uns wahrhaft tot.
Sollt dir ein golden Morgenrot
den ganzen Tag am Himmel stehen,
die Sonne könnte nit aufgehen.
Des Meeres Wellen müssen steigen
ohn Ende und sich wieder neigen,
soll seine Flut lebendig sein.
Und sieh: In der Aeonen Schein
der Blumen neue stets erblühen,
der Wellen andre wieder ziehen,
die Morgenröten neu erscheinen,
der Welt, der waltenden, all-einen
Gewand nur wechselt stetig sich,
doch bleibt ihr Reichtum ewiglich.
Und wenn mein Leben nun verblüht,
ist mir nit angst, wohin es flieht.

Der Tod: Du singst des Todes Lob, mein Freund.
Doch wenn nun jählings er erscheint,
noch diesen Abend, und dich ruft,
folgst du gefaßt ihm in die Gruft?

Moriturus: Ich antwort: Lieber Freund und Bruder,
ich harrte dein; ergreif das Ruder!

Die unsichtbaren Sänger (singen) *:*
Trutz Tod! Komm her, ich fürcht dich nit,
trutz, komm und tu dein Schnitt!
Wenn er mich verletzet, so werd ich versetzet
in himmlischen Garten, darauf wir all warten:
Freu dich, schöns Blümelein!

Der Tod: (legt Moriturus die Hand auf die Schulter und hebt die Kerze, um sein Gesicht zu beleuchten)
Wohlan, ich bin es Kamerad.
So rüste dich zum letzten Pfad.

Moriturus: Ich bin bereit. Hier ist die Hand.

Der Tod: Folg fröhlich mir ins neue Land.
Hast deinen Lebensdrang gestillt,
mein Wort aufs köstlichste erfüllt.
Brauchst vor der Wandrung nit zu zagen,
ich will dich sanft hinübertragen.

Moriturus: Nun schau ich von den letzten Höhn
mein Leben: Es war reich und schön.
So leg ich's in des Lenkers Hand.

Der Tod: Getrost, da sind wir schon am Strand.

(Er löscht die Kerze und führt Moriturus langsam hinaus, indem er seine Orgel spielt, die mählich in der Ferne verklingt. Der unsichtbare Chor stimmt einen Lobgesang an, in den alles Volk einstimmt.)

Das Spiel vom Bruder Tod, Gotthelf-Verlag, Bern und Leipzig, 1933. Vergriffen. S.75-80. Uraufführung Pfingsten 1933 im Amphitheater Vindonissa.

Die Welt im Wassertropfen

Turgi – was ist das?

Eine Fläche von kaum zwei Quadratkilometern. Ein Dorf mit anderthalbtausend Bewohnern. Eine Gemeinde seit fünfzig Jahren. Was hätte die Geschichte Großes davon zu erzählen? Sehn wir zu.

Die Gemeinde hat eine Vorgeschichte, die doppelt so lang ist als ihr eigenes Bestehen. So ist aus dem halben Jahrhundert schon ein ganzes geworden. Aber schon in den vorausgegangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden haben Menschen auf diesem Flecklein Erde gelebt, gekämpft, geliebt und gelitten. Die Spuren, die uns von ihnen geblieben sind, verdienen ein kurzes Verweilen. Lange, lange vor den Menschen aber war schon unsere Erde da, und auch sie läßt uns aus ihrem Antlitz ihr Werden enträtseln.

Im Wassertropfen spiegelt sich die Welt. Die Schweizer-, die Weltgeschichte brandeten auch über unsern winzigen Ort hinweg. Das kleinste Geschehen kann Abbild und Sinnbild von Größerem und Größtem sein. Unsere Gegenwart ist Frucht der Vergangenheit und Keim der Zukunft zugleich. Der Spiegel dient nicht nur der Eitelkeit, er führt auch zur Erkenntnis.

Er führe uns.

Chronik von Turgi. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1934. S. 7.

Das Orgelwunder

Gegen den Abend des zweiten Tages stieg Daniel Elster, er wußte selbst nicht wozu, matt und stumpf die Felshänge der Insel Tinos hinan. Er ließ sich auf einen Block niederfallen und brütete dumpf

vor sich hin. Kaum mochte er noch das Auge erheben auf die flimmernde Zykladenwelt, die traumhaft rings um ihn aus dem leuchtenden Meere aufstieg. Kaum sah er dicht vor sich die kleine Götterinsel Delos liegen, auf der Apollo, der lichtbringende Gott der Tonkunst, der Vater des Heilgottes Asklepios, geboren wurde. Was schierte den Wandermüden dies und jenes! War nicht schlafen und vergessen das Beste, schlafen und vergessen für immer, hier mitten im Meere, hier zwischen den Welten Europa und Asien! Um ihn brauste das Meer.

Er hörte im Dämmer und Traum einen Klang aus der Höhe. Ach, das war gut. Hatte er nicht oft erzählen hören, daß Sterbende beim Abschied von dieser Welt von ferner, geheimnisvoller Musik umrauscht würden. Wie schön war das, wie trostvoll für ihn, der nichts wie diese Kunst geliebt hatte, damals, vor langer, langer Zeit, als er noch ein Mensch war. Das Haupt fiel ihm auf die Kniee.

Er lebte noch, denn er träumte. Er saß als kleiner Knabe daheim zu Benshausen in der Kirche. Neben ihm saß die Mutter, er spürte ihre abgewerkte und doch so liebezarte Hand. Die Orgel brauste über sie hin. Er sagte sich, daß er einmal, wenn er groß wäre, auch so über die Benshäuser weg stürmen und donnern und zittern und klagen und flüstern und säuseln und singen und jubilieren wollte. Denn Schöneres gab es nicht auf der Welt.

Jetzt sprach der Pfarrer das Schlußgebet. Auch der kleine Daniel legte die Hände zusammen und sprach leise das Unservater mit, das ihn die Mutter gelehrt.

Der kleine Daniel? Auch der große. Saß er nicht da draußen auf der Meerinsel und starrte seine gefalteten Hände an! Er war nicht gestorben, und was er jetzt hörte, erwacht mit offenen Sinnen hörte, das – ja, das *war* Orgelmusik.

Er raffte sich auf und stieg höher, dem Klange entgegen. Und da sah er, daß der Berg von einem kleinen Kloster gekrönt war. Er lehnte, als er endlich oben war, das Ohr an die Kirchentüre und trank wie ein Labsal die Töne in sich hinein. Und als später ein Kapuziner in schwarzem härenem Gewand mit dem Rosenkranz am Gürtel zu ihm trat, da hatte der Ermattete nur einen Wunsch: die Orgel spielen zu dürfen.

Man brachte ihn ins Refektorium, labte und stärkte ihn, doch er ließ von seinem Wunsche nicht ab. Die Nacht lag schon auf dem Meere, als der Prior ihn zur Orgel geleitete. Und dann spielte Daniel

Elster auf dem alten, kleinen Instrumente sich alle Not und Drangsal und Verzweiflung von der Seele, und es war schön, wie er damals als kleiner Knabe es sich ausgemalt hatte, wenn auch niemand in Benshausen es hören konnte.

Als er den Pultdeckel zuklappte, war er wieder ein Mensch.

Freiheit, die ich meine. Das Lebensabenteuer des Daniel Elster. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1941. Vergriffen. S. 102-103.

Die Klarissin

Das Leben geht seinen Gang, ohne sich viel um ein verirrtes Menschenkind zu kümmern, das voll Rachegedanken sich in ein Kloster eingeschlichen und dort erfahren hat, daß es die Feinde, die es verfolgen, in der eigenen Brust suchen muß.

Ich bin um vieles ruhiger geworden. Es tut meiner Hand wieder wohl, einem Siechen eine Labung zu reichen; der Trost, den ich ihm zu geben versuche, tröstet auch mich. Vom Geist des heiligen Franz und der Schwester Klara, denen dieser Ort geweiht ist, hat auch mich ein Hauch umweht. Sie sind als Helfer bei mir in der Kirche, nicht weniger aber bei meinen täglichen Verrichtungen und in den schlaflosen Nächten, wenn das Bewußtsein meiner Schuld mich überfällt und niederzwingen will. Und ich lese oft in den erbaulichen Schriften, die meine hohe Gönnerin mir anvertraut . . .

Ja, ich bin entschlossen, diese Städte nicht mehr zu verlassen. Hier, wo durch meine Schuld die Schreckenstat sich erfüllt hat, hier, wo mein wildes Herz zum letztenmal sich aufbäumte und nach Rache schrie, hier, wo ich mit Wernher mich versöhnt und in der vermeintlichen Feindin die verzeihende Helferin gefunden habe, hier ist mir Gott begegnet, hier will ich meine Tage still beschließen – als Klarissin.

Die königliche Freundin billigt meinen Wunsch. Was sie nur halb tun kann, weil sie die ungestümen Brüder nicht aus den Augen lassen darf, dem soll ich ganz mich weihen. Ich habe nichts zu verkaufen, nichts den Armen zu schenken, nichts mehr abzulegen als den letzten Rest meines Stolzes; ich habe mich selbst verleugnen gelernt und hoffe stark genug geworden zu sein, um mein Kreuz auf mich zu nehmen und nur noch auf die göttlichen Gebote hören zu können. Wenn mein Blut für geistliche Versenkung noch zu ungestüm ist, wird die Arbeit mir helfen.

So trete ich ein in die Gemeinschaft des Friedens, der Bedürfnislosigkeit. Ich will, wenn nach dem Probejahr der Schleier mir verliehen wird, mit Freude meine kleinen Pflichten auf mich nehmen, will im Geringsten, im Alltäglichen das Göttliche suchen, daß auch die niedrigste Arbeit mich nicht beschmutzen kann, will das wenige, was ich brauche, hinnehmen, als ob es nicht mein wäre, damit es keine Macht über mich gewinnt, will mein Herz allem Haß verschließen und dafür es weit öffnen für alle Leidenden, für die Kranken, für die Allerärmsten, die so verlassen sind wie einst Jutta von Tegerfeld. Und wie Bruder Franz will ich Gott preisen mit denen, die verzeihen um seiner Liebe willen.

Königsfelden, wo ist dein drohender Klang? Wo ist die herausfordernde Anmaßung deines Namens? Gesühnt wird der ermordete König, dem höchsten König ist die Stätte geweiht. Sanft und versöhnend verklingt das Wort. Bald wird es für die Welt eine ferne Sage sein.

Mir aber werde es ein Friedensfelden.

Königsfelden. Roman um einen Königsmord und um ein Menschenherz. Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel 1945. S. 239-240 und 243-244.

Die Feuersbrunst

Aus der großen Scheune hinter dem Schlosse zwängten sich dicke Qualmwolken hervor. Flammen sah man noch nicht, doch man hörte das Knistern des von ihnen beleckten Holzes. Der stechende Geruch mochte von dem angesengten Heu und dem Garbenstock herrühren.

Das Vieh brüllte in Todesnot. Während der Vater ans Telephon lief, um die Feuerwehren der benachbarten Dörfer zu Hilfe zu rufen, rissen die beiden Knechte die Stalltüre auf, lösten mit den älteren Knaben die Kühe und Rinder von der Krippe und zerrten die in der Angst verzweifelt um sich schlagenden Tiere ins Freie, um sie außerhalb des Hofes vorläufig festzubinden. Ein Kälbchen, das bockbeinig alle viere von sich stemmte und erbärmlich bähte, mußte buchstäblich hinausgetragen werden.

Alle gerettet! Für die Schweine aber war es bereits zu spät. Erstikkender Rauch und prasselnde Flammen versperrten jeden Weg zu ihrem Koben. Ihr gellendes Schreien zerriß die Ohren.

Für ihre Betreuer, die es ohnmächtig anhören mußten, war es fast ein Glück, daß das Jammern und Heulen vieler Kinder sich in die Todesschreie michte. Die Frauen scharten die Schutzbefohlenen auf

der großen Terrasse unter den Linden um sich, nahmen die Kleinsten auf die Arme, trösteten und beruhigten: es war ja, Gott Lob und Dank, nur die Scheuer, die dem Untergang geweiht war; dem starken Schloß, das von ihr getrennt stand, würden die mörderischen Flammen nichts anhaben können.

«Hast du dich überzeugt, daß es alle sind?» rief der von allen Seiten bestürmte Hausvater der Mutter zu.

«Ja, ich habe sie dreimal gezählt», bestätigte sie, «sechsunddreißig.»

Huii! Jetzt hatten die Flammen das Dach durchstoßen und züngelten mit wilder Begierde in den immer mehr eindunkelnden Abendhimmel hinauf. Die Ziegel barsten in der Hitze, wurden von dem Feuerstrom mitgerissen und splitterten auf den Hofplatz herunter. Die kräftigen Mauern hielten auf allen vier Seiten stand. Sie faßten die Flammengarbe zusammen, die immer gewaltiger emporbrandete, das Dach auseinanderriß und mit tausendsternigem Funkenregen einstürzen ließ, dann immer rasender sich emporsteilte und hoch oben die Wolken mit Purpur übergoß, auf daß man weit im Land herum sehen konnte, welches Fest das entfesselte Element hier feierte. Die frisch eingelagerte Ernte bot ihm unerschöpfliche Nahrung.

Mochte die Scheune brennen. Die Menschen waren gerettet, und das mächtige Schloß konnte dem Feuer entrissen werden.

Im Augenblick aber, da das Aufatmen die gepreßten Herzen erleichtert hatte, strich ein leichtes Lüftchen von Westen her und drückte, zunächst fast unbemerkt, die Riesenfackel gegen Osten hin. Und jetzt, hilf Himmel, urplötzlich drehte sie sich, von einem Wirbel erfaßt, um sich selbst, bog sich nach Süden um und – das Herz stockte den ohnmächtigen Zuschauern – warf sich mit verheerender Gier in die Treppen und Gänge des Schlosses hinein, die nur auf diese Berührung gewartet hatten, um wie Zunder zu entbrennen. Menschenmacht fiel zusammen – auch das Schloß war verloren.

Der Hausvater schleuderte mit der berußten Hand eine Träne aus dem Auge, zuckte plötzlich zusammen und stürzte zu seiner Frau hinüber: «Sechsunddreißig, sagtest du? Seit vorgestern sind es doch siebenunddreißig!»

Die Mutter griff mit den Händen nach den Schläfen, schloß die Augen und stürzte ohnmächtig zusammen. Im Schrecken hatte sie die kleine Annemie vergessen, die man erst in die Anstalt gebracht hatte und die noch nicht zu den ordentlichen Zöglingen gehörte.

Der Vater lief dem Haupteingange zu. Doch schon war ein Zwölfjähriger ihm zuvorgekommen und in dem brennenden Hause verschwunden. «Thedi!» schrie er ihm nach, «Thedi!» und stürzte die Treppe hinauf. Qualm und Lohe wallten ihnen entgegen. Er erwischte den Kleinen an einem Bein, und miteinander kollerten sie ein paar Treppenstufen hinunter.

«Ich muß die Annemie retten!» schrie der Knabe und schlug verzweifelt um sich.

«Unmöglich! Du rennst ins Verderben!» hielt ihn der Vorsteher zurück und zerrte den Widerstrebenden gewaltsam ins Freie. Er übergab ihn den festen Händen eines Knechtes, eilte nach dem Nebengebäude und schleppte, von einem Nachbarn geholfen, die längste Leiter heran.

Noch war die Südseite des Schlosses vom Feuer verschont. Dort stemmte er die Leiter in die Höhe. Nur schmal war der Raum; hart daneben gähnte kirchturmhoch der senkrechte Abgrund. Männerfäuste hielten die Holmen. Schon hastete er im gespenstischen Widerschein die Sprossen hinan. Unter seinem Faustschlag zersplitterte die Scheibe im zweiten Stockwerk. Er schwang sich über die Brüstung. Die Untenstehenden hielten den Atem an. Und jetzt, Gott Lob und Dank, umfaßte sein linker Arm wieder das Fensterkreuz, schob er zuerst das linke, dann das rechte Bein über das Gesimse nach der Leiter, und mit der Rechten hielt er das Kind an sich gepreßt, das, nur noch durch eine Türe vom sicheren Verderben getrennt, friedlich geschlummert hatte und sich noch kaum zu sich selbst fand. Als sein Retter mit ihm den festen Boden betrat, durchschlugen die Flammen im obersten Stockwerk über der Leiter das Fenster.

Die wieder zu sich gekommene Mutter schloß aufschluchzend die Kleine in ihre Arme und trug sie ins Nachbarhaus, wohin unterdessen auch die jüngeren Zöglinge gebracht worden waren.

Der verzehrende Brand. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 1948 S. 6-10.

Pfingsten 1940

In die festliche Stimmung der Kompagnie fielen am Abend dämpfend die alarmierenden Nachrichten von den Kriegsschauplätzen. Die Telephonordonnanz vom Bataillonskommando ließ bedeutungsvoll durchblicken, daß die Lage auch für die Schweiz gar nicht mehr

lauter sei. Auffällig war auch, daß so viele hohe Offiziere im Dorf und in den Stellungen erschienen und nach kurzem Augenschein in ihren Autos weiterrasten. Manch einer, der seit den Kindertagen nicht mehr gebetet hatte, faltete unter der Wolldecke auf dem Stroh zum erstenmal wieder seine Hände.

Hauptmann Marbach, der nach dem Abendessen dem Major noch voll Stolz «seinen» Bunker hatte zeigen dürfen, lag, die Hände unter dem Kopfe, wach in seinem Bette, ließ sein Leben vom ersten Erwachen des Bewußtseins an bis heute an sich vorüberziehen – und lauschte. Sie solle keine Angst haben, hatte er diesen Abend noch der Mutter telephoniert, und doch mußte er an sie denken, sie war so allein.

Kurz nach Mitternacht klopfte es an seine Zimmertür. Er antwortete, sprang aus dem Bette, schlüpfte in Hosen und Schuhe und öffnete. Eine Ordonnanz übergab ihm eine Meldung, vom Major unterzeichnet: «Brigadebefehl: Der Tagesbefehl für Pfingsten ist aufgehoben. Es finden keine Feldgottesdienste statt. Es ist im Laufe der Nacht volle Kriegsbereitschaft zu erstellen.»

Jetzt gilt's! war Marbachs einziger Gedanke. In wenigen Augenblicken hatte er seine Ausrüstung auf dem Leibe, fuhr auf dem Rad zum Kantonnementsraum und alarmierte selbst mit entschlossener, ruhiger Stimme seine Kompagnie.

Als diese, soweit sie nicht bereits auf Wache und in Stellungen stand, in voller Ausrüstung auf dem Schulhausplatz versammelt war und die Verpflegung gefaßt hatte, richtete er mit gedämpfter Stimme, in der er ein leises Beben doch nicht unterdrücken konnte, wenige Worte an sie: «Kameraden, Unteroffiziere, Soldaten! Der Befehl hat uns gerufen; wir folgen ihm. Sämtliche Werke, Kriegsstellungen, Beobachtungsposten, Gefechtskommandoposten werden besetzt, die Tankbarrikaden vollständig eingesetzt und bewacht. Jeder kennt seinen Platz. Vielleicht ruft uns heute das Vaterland. Wir wissen alle, wofür wir kämpfen. Jeder von uns tut seine Pflicht, als Schweizer, als Soldat. Auf eure Posten!»

Still, aber entschlossenen Schrittes machten sie sich gruppenweise auf den Weg.

Kaum hatten die ersten ihre Stellung besetzt, hörten sie Schritte sich nähern, und auf ihren Anruf meldete sich Hauptmann Marbach. Er überzeugte sich, daß die Waffen, die Hindernisse in Ordnung

waren, zündete mit der Taschenlampe jedem Mann ins Auge, und wo er ein Zwinkern sah, sprach er ein ermutigendes Wort: «Was wird Euer Schatz von Euch denken?» oder: «Jetzt gehören wir alle zur gleichen Familie.» Keine zwei Stunden waren seit der Auslösung des Alarms verflossen, als er dem Major melden konnte: «Die Truppen der dritten Kompagnie liegen schußbereit in den Linien.»

Und dort warteten sie, den Finger am Abzugsbügel, den Blick und das Ohr in die Nacht hinaus gespannt, voll grimmiger Enstchlossenheit. Da und dort zerdrückte einer heimlich eine Träne, dann krallte er die Hand um so fester um das Maschinengewehr oder den Karabiner und knirschte mit den Zähnen.

So lagen und standen sie Stunde um Stunde. Die Nacht wurde kühler. Die Sterne verblichen. Die erste Meise stimmte ihre Kehle. Bald war es ein ganzer Chor. Immer heller flutete von oben das Licht in die Löcher herein.

Allmählich löste sich die Spannung. Für diesmal war es überstanden, das Land unversehrt. Manch heißes Dankgebet fuhr diesen Morgen gegen den Himmel. Und wir erlebten das erhebendste Pfingstfest, das der Schweiz je beschieden war.

Hauptmann Marbachs Husarenstreich in dem Bande - *und gebe uns Frieden.* Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel. 1951. S. 103-106.

Albrecht von Haller

Ein großer Mensch muß wohl einsam sein. Hallers Leben aber war zutiefst tragisch, und er wußte es. «Sie haben Ihren Kummer», schrieb er 1772 an Bonnet, «Ihr Freund hat den seinigen, von einer andern Art, aber sehr schwerwiegend für sein Herz. Er ist um so größer, weil er keine Vertraulichkeit zuläßt und er ihn seit mehr als dreißig Jahren in seinem Busen verschließt. Sein Leben sähe wie ein tragischer Roman aus, wenn es bekannt werden könnte; doch das darf es nicht.» Man hat dies auf das kühle Verhältnis zu seiner dritten Gemahlin bezogen, doch er war keiner von denen, die den Fehler nur bei den andern suchen. Am tiefsten wohl erschütterte es ihn, wenn er erkennen mußte, daß er in einer Sache, und sie mochte noch so geringfügig sein, menschlich versagt hatte. Er wußte um den Wert des Familienlebens, um die Wichtigkeit der elterlichen Erziehung. Wenn

seine gelehrte Frau dazu wenig geeignet war, hätte nicht er sich mehr seinen acht Kindern widmen sollen! Allein er war so in seine Studien verstrickt, daß er selbst beim Essen das Lesen nicht lassen konnte, und wenn man einen kranken Enkel zu ihm brachte, ihm übers Haar strich und sich begnügte mit dem Rat, man möge einen Doktor holen. Als Bonnet ihn ermahnte, die Arbeit nicht zu übertreiben, antwortete er ihm: «Es ist zu spät, mich auf magere Kost zu setzen. Die Lektüre und das Studium sind zu meiner andern Natur geworden; sie sind das Gewand der Krëusa und der Deianeira; es verbrennt mich vielleicht, aber man entrisse mich mir selbst, wollte man es mir wegnehmen.» An einer andern Stelle: «Der sich selbst überlassene Mensch möchte alles an sich reißen, um den Durst seiner Seele zu stillen.» Und dennoch weiß er: «In einer Welt, die für den Tod bestimmt ist, kann nichts von Bestand sein.»

Der Tod, das war sein ewiger Feind und sein ständiger Begleiter. Fast siebzig Jahre trotzte er dem erbarmungslosen Würger ab. Als Streiter der «mitleidigsten aller Künste, der Arzneiwissenschaft», war er gegen ihn in die Schranken getreten; zu einem jungen Mediziner hatte er gesagr: «So hilf nun den Kranken und erfülle deinen Beruf, welcher wie kein zweiter der Menschheit nützt und seine Jünger ehrt. Die ersehnten Kinder betrübten Eltern wiederzugeben oder den unersetzlichen Verlust des Vaters von der brotlosen Familie abzuwenden, dem Staate das unschätzbare Leben würdiger Bürger zu erhalten, das scheint mir so ruhmvoll zu sein, daß im Vergleich mit dieser Palme der Lorbeer Cäsars oder Alexanders eher einer Geißel gleicht, mit welcher Gott die Menschen weniger lenkt als straft.» Als Dichter und als Gelehrter hatte er sich einen Ruhm errungen, der sein irdisches Nachleben um ein paar Jahrhunderte verlängerte. Als Patriot dagegen mußte er machtlos erkennen, daß all seine Einsichten und Beschwörungen den nahen Untergang des Vaterlandes nicht aufzuhalten vermochten.

War nicht alles umsonst gewesen, triumphierte nicht allenthalben doch der Tod? Der Mensch konnte noch so leidenschaftlich rütteln an den Gittern, in die er gebannt war, er konnte seine Erkenntnisse vortreiben weit in bisher unbekanntes Land, er konnte über sich selbst hinauswachsen – am Ende stürzte doch sein vergoldetes Kartenhaus kläglich zusammen. Nur eine Brücke gab es, die zur Ewigkeit hinüberführte: die göttliche Gnade. Nach dieser rang Albrecht

von Haller auf blutenden Knien. Würde er sie erlangen? In seinem letzten Brief an Bonnet führt er ein Wort aus der Bergpredigt an: «Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit», und fährt dann fort: «Ich habe diesen Hunger und diesen Durst; so werde ich auch einigen Anteil an den göttlichen Verheißungen haben.» Wie Jakob hatte er mit dem Engel gerungen, bis die Morgenröte anbrach.

Albrecht von Hallers Leben. Verlag Friedrich Reinhardt AG, Basel. 1954. S. 155-157.